

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Spiele bedeutete für Dostojewskij, an die Tür des Schicksals klopfen. Es ging ihm um den Moment, in dem die Roulettekugel zwischen zwei Möglichkeiten zögert – Gewinn oder Verderben. Im Herbst 1866 klopfte Dostojewskij als Autor an dieselbe Tür: Soeben hatte er »Verbrechen und Strafe« beendet, und ihm blieben gerade vier Wochen, um einen Vertrag mit dem erpresserischen Verleger Stellojewsij zu erfüllen. Bis zum 1. November 1866 brauchte er einen Roman von 10 Druckbögen Länge – sonst könnte Stellojewsij über alle Werke Dostojewskijs, auch über jene, die erst in den nächsten neun Jahren entstehen würden, verfügen.

»Der Spieler« sollte Dostojewskijs einziger internationaler Roman werden – angesiedelt an Orten wie Wiesbaden, Paris, Baden-Baden und Bad Homburg. Zwischen die Pole Eros und Spiel spannte er einen Reigen von unvergesslichen Charakteren, die das Badeleben der mondänen Kurorte bestimmten: verarmte Russen, ehrgeizige Kokotten, französische Adlige, polnische Glücksritter und distinguierte Engländer. Und mit seiner Hauptfigur, dem jungen Hauslehrer Alexej Iwanowitsch, schuf er eine weitere der großen Jünglingsgestalten, die sein Spätwerk prägen.

Für *Swetlana Geier* bedeutete Leben Übersetzen. Nach dreißig Jahren krönte sie ihr Werk mit der Übertragung der fünf großen Romane Dostojewskijs, die aus der Weltliteratur nicht wegzudenken sind. Sie entdeckte in ihnen einen Chor aus Stimmen, den ihre Übersetzungen dem deutschen Leser zum ersten Mal hörbar machte. Unzählige Male wurden sie auch auf deutschen Bühnen aufgeführt. Über ihr Leben drehte Vadim Jendreyko den preisgekrönten Film »Die Frau mit den fünf Elefanten«. – 1923 in Kiew geboren, starb sie 2010 in Freiburg.

»Von jetzt an heißt es: Fort mit euch, ihr alten Übersetzungen! Wir wollen nur den klaren, rhetorisch versierten Dostojewskij von Swetlana Geier.«

*Paul Ingendaay,  
Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

Fjodor Dostojewskij

# DER SPIELER

Roman

*Aus dem Russischen von  
Swetlana Geier*

FISCHER Klassik

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

*Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)*



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, April 2021

Swetlana Geiers Neuübersetzung von »Der Spieler« erschien erstmals 2009  
im Ammann Verlag & Co., Zürich.

Für diese Ausgabe:  
© 2010 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Digitale Satzrekonstruktion: pagina GmbH, Tübingen

Umschlaggestaltung: kreuzerdesign | München Rosemarie Kreuzer  
Umschlagabbildung: Félix Vallotton / mauritius images /  
Art Collection 4 / Alamy  
Satz: pagina GmbH, Tübingen  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-90734-2

# *Der Spieler*

Roman  
(Aus den Aufzeichnungen  
eines jungen Mannes)

## KAPITEL I

Endlich bin ich nach vierzehntägiger Abwesenheit zurück. Die Unsrigen waren schon seit drei Tagen in Roulettenburg. Ich hatte gedacht, sie warteten Gott weiß wie ungeduldig auf mich, aber das war ein Irrtum. Der General gab sich außerordentlich souverän, behandelte mich höchst herablassend und schickte mich zu seiner Schwester. Es war klar, daß sie irgendwo Geld aufgetrieben hatten. Es schien mir sogar, daß der General bei meinem Anblick ein wenig verlegen wurde. Marja Filippowna war außerordentlich beschäftigt und begrüßte mich nur flüchtig; das Geld allerdings nahm sie in Empfang, zählte nach und hörte meinen ausführlichen Rechenschaftsbericht an. Zu Tisch wurde Mesenzow erwartet, der Franzose und ein Engländer; wie üblich, kaum ist Geld da, sofort ein Gastmahl nach Moskauer Art. Polina Alexandrowna sah mich, fragte, wo ich so lange geblieben sei, und ging weiter, ohne die Antwort abzuwarten. Es war wohlbedacht, das versteht sich. Wir sollten uns wirklich aussprechen. Es ist manches zusammengekommen.

Man wies mir ein kleines Zimmer im vierten Stock des Hotels an. Hier weiß man, daß ich zum Gefolge des Generals gehöre. Man merkt an allem, daß sie es erst vor kurzem fertiggebracht haben, sich ins rechte Licht zu setzen. Der General wird hier von allen für einen steinreichen russischen Magnaten gehalten. Noch vor Tisch hat er mir aufgetragen, zwei Tausend-Francis-Noten wechseln zu lassen. Ich tat das an der Rezeption. Jetzt werden wir als Millionäre angesehen, wenig-

stens eine ganze Woche lang. Ich wollte Mischa und Nadja holen und mit ihnen spazierengehen, aber schon auf der Treppe wurde ich zum General beordert; er hatte es für nötig befunden, zu erfahren, wohin ich mich mit ihnen bewegen möchte. Dieser Mann kann mir einfach nicht offen in die Augen sehen; er hätte es wohl sehr gerne getan, aber ich entgegen ihm jedes Mal mit einem derart aufmerksamen, das heißt respektlosen Blick, daß er verlegen zu werden scheint. In hochtrabender Rede, eine Phrase auf die andere türmend, bis er den Faden völlig verloren hatte, gab er mir zu verstehen, daß ich mich mit den Kindern irgendwo, möglichst weit vom Kurhaus, im Park, aufhalten möge. Schließlich wurde er richtig heftig und bemerkte schroff: »Sonst wären Sie imstande, die Kinder ins Kurhaus, an das Roulette zu führen. Sie müssen mich schon entschuldigen«, fügte er hinzu, »aber ich weiß, daß Sie noch ziemlich leichtsinnig und möglicherweise fähig sind zu spielen. Ich bin zwar nicht Ihr Mentor und wünsche diese Rolle keineswegs auf mich zu nehmen, habe aber immerhin das Recht zu wünschen, daß Sie mich nicht kompromittieren ...«

»Aber ich habe ja kein Geld«, antwortete ich gelassen; »um etwas zu verspielen, muß man es vorher haben ...«

»Sie werden es unverzüglich bekommen«, antwortete der General leicht errötend, öffnete den Sekretär, schlug ein Notizbuch auf und stellte fest, daß ich rund einhundertzwanzig Rubel von ihm zu erhalten hatte.

»Aber wie wollen wir das verrechnen?« begann er. »Es muß in Taler umgerechnet werden. Hier, nehmen Sie erst einmal einhundert Taler, eine runde Summe – der Rest geht Ihnen natürlich nicht verloren.«

Ich nahm das Geld schweigend entgegen.

»Nehmen Sie mir meine Worte bitte nicht übel, Sie sind so



empfindlich ... mit meiner Bemerkung wollte ich Sie, sozusagen, nur warnen, und dazu, glaube ich, habe ich ein gewisses Recht ...«

Als ich gegen Mittag mit den Kindern zurückkam, begegnete uns eine ganze Kavalkade. Die Unsrigen waren ausgeritten, um irgendwelche Ruinen zu besichtigen. Zwei hervorragende Kutschen, herrliche Pferde! Mademoiselle Blanche in einer Kutsche mit Marja Filippowna und Polina; der Franzose, der Engländer und unser General hoch zu Roß. Die Fußgänger blieben stehen und staunten; der Effekt war erreicht; aber mit dem General würde es ein böses Ende nehmen. Ich hatte überschlagen, daß sie mit den viertausend Francs, die ich gebracht hatte, plus der Summe, die sie offenbar inzwischen aufgetrieben hatten, sieben- oder achttausend Francs besitzen konnten; zu wenig für Mademoiselle Blanche.

Mademoiselle Blanche logiert ebenfalls in unserem Hotel, mit ihrer Mutter; ebenso unser Franzose. Die Lakaien sprechen ihn »Monsieur le comte« an, die Mutter von Mademoiselle Blanche läßt sich »Madame la comtesse« nennen, was soll's, vielleicht sind sie wirklich Comte und Comtesse.

Ich habe es ja im voraus gewußt, daß Monsieur le comte mich bei Tisch nicht wiedererkennen würde. Der General dachte nicht einmal daran, uns bekannt zu machen oder mich wenigstens vorzustellen, und Monsieur le comte war selbst durch Rußland gereist und wußte, daß jemand, den sie einen *outchitel* nennen, kein rarer Vogel ist. Übrigens kennt er mich sehr wohl. Aber ich muß gestehen, daß ich ungebeten bei Tisch erschienen war; offenbar hatte der General vergessen, seine Anordnungen zu treffen, denn andernfalls hätte er mich an die Table d'hôte geschickt. Ich erschien aus eigenem Antrieb, so daß der General mir einen mißbilligenden Blick zuwarf. Die gute Marja Filippowna wies mir sofort einen Platz

an; aber die Begegnung mit Mister Astley rettete mich, meine Zugehörigkeit zu ihrer Gesellschaft war nolens volens legitimiert.

Diesen wunderlichen Engländer hatte ich schon in Preußen kennengelernt, in einem Eisenbahnabteil, wo wir einander gegenüber saßen, als ich den Unsrigen nachreiste; dann traf ich auf ihn bei meiner Einreise nach Frankreich und schließlich in der Schweiz; im Laufe dieser beiden Wochen zweimal – und nun trafen wir einander in Roulettenburg. In meinem ganzen Leben bin ich noch nie einem schüchterneren Menschen begegnet; er ist bis zur Torheit schüchtern und weiß es selbst, denn er ist keinesfalls töricht. Übrigens, ein sehr liebenswerter, stiller Mensch. Ich hatte ihn schon bei unserer ersten Begegnung in Preußen zum Reden gebracht. Er ließ mich wissen, daß er im vergangenen Sommer am Nordkap gewesen sei und die größte Lust habe, den Jahrmarkt in Nischnij Nowgorod zu besuchen. Ich weiß nicht, unter welchen Umständen er den General kennengelernt hat, aber mir scheint, daß er unsterblich in Polina verliebt ist. Als sie den Raum betrat, wurde er feuerrot. Er freute sich sehr, daß ich mich zu ihm gesetzt hatte, und hält mich, scheint es, schon für einen engen Freund.

Bei Tisch führte der Franzose das große Wort; er gab sich arrogant und lässig. In Moskau aber, ich erinnere mich, ließ er eine Seifenblase nach der anderen steigen. Da hatte er sich sehr ausgiebig über Finanzen und russische Politik verbreitet. Der General erkühnte sich hin und wieder zu einem Widerspruch, aber sehr bescheiden, höchstens so weit, um nicht seine Würde endgültig einzubüßen.

Ich war in einer wunderlichen Stimmung; selbstverständlich hatte ich während der ersten Hälfte des Essens gerätselt, mir meine übliche und immerwährende Frage gestellt: "Warum gebe ich mich mit diesem General ab und bin ihnen allen

nicht bereits längst davongelaufen?“ Hin und wieder warf ich einen Blick auf Polina Alexandrowna; sie nahm von mir nicht die geringste Notiz. Es endete damit, daß ich, erbost, mich entschloß, dreist zu werden.

Mir nichts, dir nichts, mischte ich mich laut und unaufgefordert in die allgemeine Unterhaltung ein. Ich hatte es vor allem auf den kleinen Franzosen abgesehen. Ich wandte mich an den General – und bemerkte plötzlich laut und deutlich, wobei ich ihm anscheinend ins Wort fiel, daß es für einen Russen in diesem Sommer nahezu unmöglich geworden sei, an einer Table d'hôte zu speisen. Der General richtete einen erstaunten Blick auf mich.

»Ein Ehrenmann«, fuhr ich unaufhaltsam fort, »setzt sich in jedem Fall Schmähungen aus und wird etliche Nasenstüber in Kauf nehmen müssen. In Paris und am Rhein, sogar in der Schweiz, wimmelt es von kleinen Polen und mit ihnen sympathisierendem Franzosenvolk, es ist unmöglich, sich auch nur einmal zu äußern, wenn man Russe ist.«

Ich hatte Französisch gesprochen. Der General sah mich verdutzt an, sichtlich im Zweifel, ob er in Zorn geraten oder sich nur wundern sollte, daß ich mich derart vergessen konnte.

»Das bedeutet, daß irgend jemand Ihnen irgendwo eine gehörige Lektion erteilt hat«, ließ der Franzose nachlässig verlauten.

»Ich bin in Paris zuerst an einen Polen geraten«, antwortete ich, »und darauf an einen französischen Offizier, der zu dem Polen hielt, und dann erst wechselten die übrigen Franzosen auf meine Seite, und zwar als ich erzählte, daß ich einem Monsignore in den Kaffee spucken wollte.«

»Spucken?« fragte der General gravitatisch und blickte sogar erstaunt um sich. Der Franzose musterte mich argwöhnisch.

»Jawohl, so war es«, antwortete ich. »Da ich ganze zwei Tage überzeugt war, daß ich möglicherweise in unserer Angelegenheit ganz kurz nach Rom würde fahren müssen, begab ich mich in die Kanzlei des Heiligen Vaters in Paris, um mir das Visum in den Paß stempeln zu lassen. Dort empfing mich ein Abbé von ungefähr fünfzig Jahren, dürr und mit eisiger Miene, der mir höflich zuhörte, aber außerordentlich trocken bat, mich zu gedulden. Ich war zwar in Eile, nahm aber Platz, um zu warten, zog die ›Opinion Nationale‹ hervor und stieß sogleich auf einen gräßlichen Artikel gegen Rußland. Dabei hörte ich, wie durch das Nachbarzimmer jemand zum Monsignore vorgelassen wurde; ich sah meinen Abbé sich eifrig verbeugen. Ich wandte mich abermals mit meiner Bitte an ihn; er bat, noch trockener, mich zu gedulden. Kurz darauf erschien ein weiterer Unbekannter, aber geschäftlich – ein Österreicher; dieser wurde angehört und sofort hinaufgeführt. Das verstimmte mich sehr; ich stand auf, trat vor den Abbé, wies ihn mit Nachdruck darauf hin, daß, wenn Monsignore bereits empfangen, er sich auch meiner Sache annehmen könne. Plötzlich wich der Abbé vor lauter Erstaunen vor mir zurück. Er konnte einfach nicht begreifen, wie ein nichtswürdiger Russe so dreist sein könne, sich auf eine Stufe mit den Gästen des Monsignore zu stellen? In allerunverschämtestem Ton, sichtlich zufrieden, mich beleidigen zu können, musterte er mich von Kopf bis Fuß und fuhr mich an: ›Glauben Sie etwa, Monsignore würde Ihretwegen seinen Kaffee stehenlassen?‹ Da brüllte auch ich, aber lauter als er: ›Sie sollen wissen, daß ich auf den Kaffee Ihres Monsignore spucke! Und wenn Sie meinen Paß nicht augenblicklich bearbeiten, werde ich ihn persönlich aufsuchen!‹

›Wie! Ausgerechnet jetzt, da Seine Eminenz, der Kardinal bei Ihm ist!‹ rief der Abbé, fuhr entsetzt zurück, stürzte

zur Tür und pflanzte sich mit ausgebreiteten Armen davor auf, um zu demonstrieren, daß er eher sterben als mich durchlassen würde.

Darauf erwiderte ich, ich sei ein Häretiker und Barbar, »que je suis hérétique et barbare«, und daß mir alle diese Erzbischöfe, Kardinäle, Monsignori und so weiter und so weiter völlig Schnuppe seien. Kurz, ich gab deutlich zu verstehen, daß ich nicht weichen würde. Der Abbé warf mir einen unendlich bösen Blick zu, riß mir den Paß aus der Hand und ging mit ihm nach oben. Eine Minute später kam er mit dem Visum zurück. Hier, wünschen Sie es zu sehen?« Ich zog den Paß aus der Tasche und zeigte das römische Visum.

»Sie haben das allerdings«, begann der General ...

»Es war Ihre Rettung, daß Sie sich als Barbar und Häretiker vorgestellt haben«, bemerkte der kleine Franzose mit maliziösem Lächeln. »Cela n'était pas si bête.«

»Soll man sich etwa an unseren Russen ein Beispiel nehmen? Sie hocken hier – wagen nicht zu mucksen und sind womöglich bereit zu verleugnen, daß sie Russen sind. Jedenfalls wurde ich in meinem Hotel in Paris wesentlich zuvorkommender behandelt, nachdem ich allen von meinem Zusammenstoß mit dem Abbé erzählt hatte. Der wohlbeleibte polnische Pan, mein erklärter Feind an der Table d'hôte, zog sich in den Hintergrund zurück. Die Franzosen ertrugen es sogar, daß ich erzählte, wie ich vor zwei Jahren einen Mann kennenlernte, auf den im Jahre zwölf ein französischer Chasseur geschossen hatte – einzig und allein, um das Gewehr zu entladen. Dieser Mann war damals ein zehnjähriges Kind, dessen Familie Moskau nicht rechtzeitig verlassen hatte.«

»Ausgeschlossen!« brüllte der Franzose auf. »Ein französischer Soldat schießt nie auf ein Kind!«

»Indessen war es so«, antwortete ich. »Ein ehrenwerter Ka-

pitän außer Dienst hat es mir erzählt, und ich habe mit eigenen Augen die Narbe auf seiner Wange gesehen, die von der Kugel stammte.«

Der Franzose begann wortreich und lebhaft zu widersprechen. Der General wollte ihm schon Beistand leisten, aber ich empfahl ihm, wenigstens auszugsweise die »Aufzeichnungen« des Generals Perowskij zu lesen, der sich im Jahre zwölf in französischer Gefangenschaft befunden hatte. Endlich mischte sich Marja Filippowna ein, um unserer Unterhaltung ein Ende zu machen. Der General war äußerst unzufrieden mit mir, denn der Franzose und ich hatten einander beinahe angeschrien. Mister Astley dagegen schien an meinem Streit mit dem Franzosen großen Gefallen zu finden; als man sich vom Tisch erhob, schlug er vor, gemeinsam ein Glas Wein zu trinken. Abends gelang es mir, eine Viertelstunde mit Polina Alexandrowna zu sprechen. Unsere Unterhaltung fand auf einem Spaziergang statt. Alle promenierten durch den Park zum Kurhaus. Polina ließ sich auf der Bank gegenüber dem Springbrunnen nieder und erlaubte Nadenjka, mit anderen Kindern in ihrer Nähe zu spielen. Ich meinerseits schickte auch Mischa an die Fontäne, und endlich waren wir alleine.

Zuerst ging es natürlicherweise um die Geschäfte. Polina Alexandrowna geriet außer sich vor Zorn, als ich ihr nur siebenhundert Gulden aushändigte. Sie war überzeugt gewesen, daß ich ihr aus Paris, wo ich ihren Brillantschmuck versetzt hatte, mindestens zweitausend Gulden bringen würde, vielleicht sogar mehr.

»Ich brauche Geld, um jeden Preis«, sagte sie, »dieses Geld muß beschafft werden; sonst bin ich einfach verloren.«

Ich begann sie auszufragen, was sich während meiner Abwesenheit ereignet hätte.

»Nichts Besonderes, außer den beiden Nachrichten aus

Petersburg: zuerst, daß es der Großmutter sehr schlechtgehe, und zwei Tage später, daß sie wohl schon gestorben sei. Diese Nachricht kam von Timofej Petrowitsch«, setzte Polina hinzu, »einem zuverlässigen Mann. Wir warten auf die endgültige Nachricht.«

»Also fiebern hier alle vor Erwartung?« fragte ich.

»Natürlich; alle und alles; ein ganzes halbes Jahr; seit einem halben Jahr ist es die letzte Hoffnung.«

»Auch Ihre Hoffnung?« fragte ich.

»Ich bin mit ihr gar nicht verwandt, ich bin nur die Stieftochter des Generals. Aber ich weiß mit Sicherheit, daß sie mich in ihrem Testament nicht vergessen wird.«

»Sie werden, scheint es mir, sehr reichlich bedacht«, sagte ich zuversichtlich.

»Ja, sie mochte mich; aber wieso scheint es *Ihnen*?«

»Sagen Sie«, fragte ich, statt zu antworten, »unser Marquis scheint gleichfalls in alle Familiengeheimnisse eingeweiht zu sein?«

»Und wieso interessieren Sie selbst sich dafür?« bemerkte Polina mit einem strengen und kalten Blick.

»Das liegt auf der Hand; wenn ich mich nicht irre, hat der General ihn bereits angepumpt.«

»Ihre Vermutung trifft zu.«

»Also, hätte er denn Geld geliehen, wenn er nicht über Babulenska Bescheid wüßte? Ist es Ihnen bei Tisch nicht aufgefallen, daß er zwei oder drei Mal, als die Rede auf die Großmutter kam, von la baboulenska gesprochen hat? Was für enge und freundschaftliche Beziehungen!«

»Ja, Sie haben recht. Sobald er erfährt, daß auch ich etwas testamentarisch geerbt habe, wird er mir umgehend einen Heiratsantrag machen. Das war es doch wohl, was Sie hören wollten, nicht wahr?«

»Wird er ihn erst dann machen? Ich dachte, er geht schon lange auf Freiersfüßen.«

»Sie wissen genau, daß dem nicht so ist!« sagte Polina heftig. »Wo haben Sie diesen Engländer kennengelernt?« fuhr sie nach minutenlangem Schweigen fort.

»Ich habe es ja gewußt, daß Sie sich nach ihm jetzt erkundigen werden.«

Und ich erzählte ihr von meinen früheren Begegnungen unterwegs mit Mister Astley. »Er ist schüchtern, begeisterngsfähig und natürlich schon in Sie verliebt?«

»Ja, er ist in mich verliebt«, antwortete Polina.

»Übrigens ist er natürlich zehnmal reicher als der Franzose. Wie ist es, hat der Franzose wirklich irgendwas? Kein Zweifel?«

»Kein Zweifel. Er ist Besitzer eines Châteaus. Erst gestern hat mir der General davon erzählt. Mit großer Gewißheit. Genügt Ihnen das?«

»Ich würde an Ihrer Stelle unbedingt den Engländer nehmen.«

»Warum?« fragte Polina.

»Der Franzose sieht besser aus, ist aber niederträchtiger. Und der Engländer ist nicht nur ein anständiger Mensch, sondern auch zehnmal reicher«, antwortete ich kurz und klar.

»Stimmt. Aber dafür ist der Franzose ein Marquis und ge-scheiter«, antwortete sie in aller Gelassenheit.

»Aber stimmt es auch?« Ich ließ nicht locker.

»Haargenau.«

Polina mißfielen meine Fragen, und ich sah, daß sie mich durch den Ton und die Ungereimtheit ihrer Antworten herausforderte; ich sagte es ihr sofort.

»Nun, was soll's, mir macht es tatsächlich Spaß, Sie wütend zu sehen. Allein die Tatsache, daß ich Ihnen gestatte, solche